

REZENSIONEN

Michael Burleigh: *Irdische Mächte, göttliches Heil. Die Geschichte des Kampfes zwischen Politik und Religion von der Französischen Revolution bis in die Gegenwart*, 1280 S., DVA, München 2008, 69,95 €

Rezensiert von Thomas Brechenmacher

„Irdische Mächte, göttliches Heil“ ist ein idealtypisches Produkt angelsächsischer Großhistoriographie, atemberaubend in seiner Mischung aus Weitblick und Detailversessenheit, aus monströser Form und zivilgesellschaftlichem Appell. Michael Burleigh, hervorgetreten mit nicht minder ambitionierten Büchern über die Zeit des Nationalsozialismus sowie, jüngst, den Zweiten Weltkrieg, erzählt (im exakten Sinne des Wortes) auf 1149 Textseiten die Geschichte der Interaktion zwischen Religion und Politik, Politik und Religion in Europa zwischen der Französischen Revolution und dem 11. September 2001. Was in der deutschen Ausgabe in einem Band vereint vorliegt, teilt sich im englischen Original in zwei, 2005 und 2006 erschienene Bände, deren Titel den jeweiligen Fokus etwas präziser angeben: „*Earthly Powers. The Clash of Religion and Politics in Europe from the French Revolution to the Great War*“ (Bd. 1); „*Sacred Causes. Religion and Politics from the European Dictators to al Qaeda*“ (Bd. 2).

Behandelt der erste Band das „lange“ 19. Jahrhundert von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg, schlägt der zweite Band einen neuen Epochenblick auf ein bis zum 11. September 2001 „verlängertes“ 20. Jahrhundert vor, das nicht mit der Blockkonfrontation 1989/1991 und dem vermeintlichen Sieg des säkularen, liberal-kapitalistischen „westlichen“ Paradigmas endet, sondern sich mit dem beunruhigenden Ereignis eines sich als „religiös“ erklärenden fundamentalistischen Großangriffs auf die verbliebene Supermacht in neue globale Unsicherheit öffnet. Unter der von Burleigh angelegten Leitperspektive der unheilvollen Verquickungen von Politik und Religion als eines – ja, wie sein Buch suggeriert, *des zentralen* – Signums der Moderne, liegt diese Zäsurbildung durchaus nahe, offenbart sich in ihr doch die Gefährdung der europäischen Zivilisation, deren historisch gewachsene und über die längste Zeit der europäischen Geschichte hinweg christliche Identität abhanden gekommen ist, sich in einen dekadenten „liberalen Multikulturalismus“ aufgelöst hat, der sich, in der Prognose Burleighs, früher oder später marginalisieren oder einfach demographisch erledigen wird.

Nun ist Burleigh weit entfernt von einer naiven Klage über den Verlust des Religiösen in den sich seit der Französischen Revolution zunehmend „säkularisierenden“ europäischen Gesellschaften. Im Gegenteil, er demaskiert die Rede von der Säkularisierung als nackte Ideologie eines sich als „aufgeklärt“ gerierenden Fortschrittsoptimismus, der in Wirklichkeit Religion nicht überwand, sondern lediglich veränderte Formen von „Religion“ hervorbrachte und statt des einzigen,

transzendenten Gottes viele kleine, „säkularisierte“, innerweltliche Götter anbetete. „Das Paradox, daß die Erhabenheit eines einzigen Gottes die Abhängigkeit des einzelnen Menschen verringert, haben sie [die Adepten der Säkularisierung, ThB] nicht begriffen. Das Festhalten an Transzendenz setzt Grenzen, und indem die Religion moralische Beispiele des guten Königs und des bösen Tyrannen gab, hat sie den Mächtigen gezeigt, was sie tun können und, noch wichtiger, was sie nicht tun sollten.“ (S. 1138/1139). Die „säkularisierte“, politische Religion erscheint demgegenüber als die Mutter aller Katastrophen des 19. und 20. Jahrhunderts, begonnen mit dem Vorlauf der „Grande Revolution“ und ihrer blutgetränkten Hybris, den „Neuen Menschen“, einschließlich eines neuen Kalenders, pseudo-religiösen Festen der Vernunft und Kulte des „höchsten Wesens“ zu schaffen, bis hin zu den beiden globalen „Apokalypsen“ von 1914-1918 und 1939-1945 oder regionaleren Katastrophen wie der nordirischen zwischen 1968 und 2005.

Burleigh folgt den Theoretikern des Konzepts der „politischen“ oder „säkularen Religion“ als Schlüssel zur Deutung der großen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts. Mit Eric Voegelin, Frederick Voigt und Raymond Aron teilt er den Schauer vor dem massenmörderischen Potential all jener Lehren, die Erlösung des Menschen im Diesseits, noch dazu mit „wissenschaftlicher Sicherheit“ prophezeien, und deren Bewegungen es auf sich nehmen, „durch umwälzende Gewalt den Himmel auf Erden zu errichten.“ (S. 322). Dies heißt im Umkehrschluß nicht, daß Burleigh die Gewaltgeschichte auch der transzendenten, also der „richtigen“ Religion verklärt oder gar leugnet. Freilich wohnt dieser durch ihr inhärentes „Memento mori“ die Möglichkeit zu humaner Gestaltung von Gesellschaften stets inne, während die „politische Religion“ niemals den Himmel, sondern immer nur Höllen auf Erden erzeugte. Die politische Religion usurpiert zynisch religiöse Formen, ja vermag durch den Mißbrauch des religiösen Gefühls (Luigi Sturzo) streckenweise sogar Koalitionen mit den Kirchen und Konfessionen zu schmieden, um sich Einfluß zu verschaffen. Burleigh demonstriert dies – um nur eines von vielen Beispielen zu nennen – anhand des geistigen Vaters der Action Française, Charles Maurras, dessen jeglicher spiritueller Substanz entkleideter Katholizismus dazu dienen sollte, eine autoritäre Gesellschaftsordnung zu fundieren. Dieses Verfahren sicherte Maurras zumindest phasenweise Zustimmung seitens katholischer Würdenträger bis hinein in den Vatikan, bis seine Werke 1914 schließlich doch indiziert wurden, und die Action Française 1926 kirchenamtlicher Verurteilung anheimfiel.

Burleigh nimmt nicht für sich in Anspruch, eine Geschichte der Moderne vorzulegen; freilich relativiert er diese (unnötige) Bescheidenheit gleich wieder, indem er seine Absicht darin definiert, „eine zusammenhängende Geschichte des modernen Europa zu schreiben, die sich in der Hauptsache um Fragen des Bewußtseins und des Geistigen dreht und nicht nur um Materielles.“ Er will seinen Blick dorthin lenken, „wo sich Kultur, Ideen, Politik und Religion in *einem* Raum begegnen, für den ich allerdings keine zufriedenstellende Bezeichnung gefunden habe.“ (S. 575) Daß er nach einer solchen Bezeichnung auch nicht weiter gesucht hat, dankt ihm der Leser, der die nicht kleine Lektüeranstrengung unbelastet von modischem Konzeptkauerwelsch, von „Kulturgeschichte des Politischen und

Religiösen“, von „Transformationen“ und auch von „Transnationalität“ auf sich nehmen kann. In der Substanz ist sein Buch natürlich so „transnational“, wie es die Fragestellung eben erfordert. Auf eine fundierte Darstellung der Französischen Revolution folgen Reflexionen über Schicksal und Ende der Allianz von Thron und Altar im Europa der Restaurationszeit sowie über das Aufkommen des neuen, „messianischen“ Nationalismus und seine je „ausgewählten“ Völker. Auf annähernd hundert Seiten werden anschließend die utopischen, säkularen Glaubensbekenntnisse des 19. Jahrhunderts durchdekliniert, vom anglikanismuskritischen Plädoyer für eine „soziale Religion“ der Romanschriftstellerin Mary Augusta Ward, über den Rechts- und Linkshegelianismus, die Planungsorgie Saint-Simons, den Positivismus Comtes zu allerhand weiteren „-ismen“ (Owenismus, Chartismus, Marxismus, Sozialismus), bis hin zur Kunst-Religion des deutschen Kulturprotestantismus. Zu den Höhepunkten des ersten Bandes zählt zweifellos das Kapitel über die frühen russischen Revolutionäre Tschernyschewski und Netshajew und den gnadenlosen Spott Dostojewskis über diese Terroristen im Weltverbesserergewande.

Burleigh kumuliert eine immense Materialfülle, besonders auch im zweiten Teil, der sich in seinen Schwerpunkten den totalitären politischen Religionen Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus, den Kirchen im Zeitalter der Diktatoren und schließlich dem Zweiten Weltkrieg zuwendet (wiederum je etwa hundertseitige Kapitel). Selbstverständlich sind diese Studien, wie das ganze Buch, meist weniger aus eigener Forschung, sondern aus der einschlägigen Sekundärliteratur gearbeitet, die aber in erstaunlicher Breite, weit über die englischsprachige Literatur hinausgehend, rezipiert ist. Das kann bei einem derartigen Unternehmen auch kaum anders sein. Inhaltlich wird denn auch trotz der Detailfülle kaum „Neues“, aber doch viel Überraschendes geboten, Bekanntes in neues Licht gerückt und mit mannigfachen überkommenen historiographischen „Masternarrativen“ gebrochen. Dies gilt besonders für die „schwarze Legende“ vom „Schweigen“ Papst Pius' XII. zum nationalsozialistischen Genozid an den Juden, der Burleigh eine ausgewogen-differenzierte, fakten gesättigte Gesamtdarstellung der Haltung der katholischen Kirche vor, im und nach dem Zweiten Weltkrieg entgegenstellt. „Ich [habe] versucht, Pius XII. als historische Figur zu behandeln – in Anerkennung dessen, daß dieser Papst Anreger und Autor einer der eindringlichsten Abrechnungen mit dem Nationalsozialismus war, nämlich der Enzyklika *Mit brennender Sorge* von 1937. Ich möchte seine Persönlichkeit und seine Welt hervortreten lassen und damit auch die Möglichkeiten, die sich ihm tatsächlich boten, als sich die Kirche einer Verschwörung zur Ermordung der Juden gegenüber sah, die den ganzen Kontinent erfaßte. Die plumpe [...] schwarze Legende hält einer genaueren Analyse nicht stand, auch wenn sich angesichts des Zögerns und des Tons des Papstes berechnete Fragen stellen, die bis heute offen sind.“ (S. 578)

Burleigh durchmißt das 19. und 20. Jahrhundert in epischer Breite und gleichwohl in großer Eile; fast jedes denkbare Thema der europäischen Geschichte beider Jahrhunderte schlägt er irgendwo an, und das Frappierende an seiner Darstellung ist, wie sich nahezu alles fast problemlos in die Großthematik „Religion und Politik“ fügt. Wirkt der historische Meistererzähler hier nicht selbst als

großer Verführer? Darüber ließe sich zweifellos diskutieren, aber nur auf der Basis sehr eingehender Analysen seines Textes. Eines ist jedoch klar: der kalte Blick eines innerlich Unbeteiligten auf die beiden Katastrophenjahrhunderte der Moderne leitet Burleigh nicht. Ihn treibt die Frage um, was aus Menschen werden kann, wenn sie sich selbst absolut setzen. Aus den Antworten der Geschichte auf diese Frage wächst die Einsicht in die anhaltende Relevanz von Religion. Religion war nie irrelevant und sie wird es in Zukunft auch nicht sein. Weil sie aber Potentiale enthält, deren säkularisierte Formen in höchstes Unheil ausschlagen können, mündet die Lehre aus zwei Jahrhunderten Kampf zwischen Politik und Religion zuletzt in das Plädoyer für eine „zivile Religion“, die nicht nur ein „Minimum an religiösen Referenzen in die politische Kultur“ integriert – also nicht transzendente Religion durch säkulare Religion auszurotten versucht –, sondern sich auf zentrale Werte, unter ihnen religiöse Werte, verpflichtet und sich bewußt als „Fokus für die grundlegenden Identitäten all ihrer Mitglieder“ definiert. Die „zivile Religion“ entsteht sehr wesentlich aus der Vermittlung von Geschichte, sie bekennt sich verbindlich zur historisch gewachsenen christlichen Identität Europas, die gerade deshalb als geläuterte Identität wird bestehen können, weil sie den Kampf von Religion und Politik historisch bewältigt. „Darum kommt es darauf an, wie Geschichte gelehrt wird. Vielleicht brauchen wir weniger Enthüllungen über den Zweiten Weltkrieg, dafür aber gründlichere Auseinandersetzungen darüber, wie das Christentum zum beherrschenden Glauben wurde, um zu verstehen, wie es zur Reformation und Gegenreformation kam. Möglicherweise sollte man sich auch intensiver damit befassen, wie sich die Beziehungen zwischen Kirche und Staat entwickelt haben und welche die tieferen Gründe der gegenwärtigen Weltlichkeit sind. Sollte es uns nicht gelingen, solche Fragen zu klären, dann werden wir mit daran schuld sein, daß ganze Bereiche unserer gemeinsamen Kultur schlicht unzugänglich werden und sich Ghettos für die vielen nicht Assimilierten bilden werden.“ (S. 34)

Prof. Dr. Thomas Brechenmacher, Potsdam

Miriam Gebhardt: Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert, 330 S., DVA, München 2009, 24,95 €

Rezensiert von Marion Kobelt-Groch

Während der Begriff des Tyrannen im Sinne eines Allein- oder Gewaltherrschers über eine lange Tradition verfügt, sieht es mit den kleinen oder kindlichen Tyranninnen und Tyrannen etwas anders aus. Grimms Wörterbuch hält zumindest für jene Variante eines „*in scherzhafter anwendung für ein seine umwelt in launischer willkür beherrschendes kind*“ lediglich einige wenige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert parat. Im 20. Jahrhundert scheint sich die Bedrohung bzw. die Furcht vor dem kindlichen Tyrannen verschärft zu haben. Ein Ende ist nicht in Sicht, zumindest zeigt sich die Verfasserin in der Vorrede ihres Buches erstaunt und beunruhigt über die von Angst geprägten aktuellen Erziehungsdebatten (S. 7), die zu beobachtende Expertengläubigkeit und den immer weiter vorverlegten kritischen Zeitpunkt des Sozialisationsprozesses (S. 9). Dass das Thema zwar en vogue, aber selbst durch Michael Winterhoffs erfolgreiches Buch „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ keineswegs befriedigend ausdiskutiert ist, daran lässt die vorliegende Untersuchung keinen Zweifel.

Im Zentrum von Miriam Gebhardts Buch, dem ihre 2008 von der Universität Konstanz angenommene Habilitationsschrift zugrunde liegt, steht die Geschichte der frühkindlichen Sozialisation im 20. Jahrhundert, die sich letztlich als „keine ungebrochene Fortschrittsgeschichte“ (S. 240) erweisen wird. Aber bis zu diesem Ergebnis ist es ein weiter Weg, der den Leser im Anschluss an die Einleitung durch drei Kapitel führt, die allesamt dem Ziel dienen, Ordnung in die Geschichte der Frühsozialisation zu bringen. Den Ausgangspunkt bildet „I. Das beobachtete Kind“ (S. 29-67), dem sich „II. Das kontrollierte Kind“ (S. 69-155) und „III. Das eigene Kind“ (S. 157-214) anschließen, gefolgt von einem „Die Macht der Familie und die Macht der Experten“ betitelten Resümee (S. 215-239) und einem knappen Epilog. Um den dominanten Diskurs zur frühkindlichen Sozialisation im 20. Jahrhundert erfassen zu können, bedarf es mehrerer Schritte. Der erste besteht darin, die wichtigsten Expertentexte zu analysieren, um anschließend zu überprüfen, wie speziell dieses Wissen in subjektives Wissen „übersetzt“ wurde. Es geht also darum, zu verfolgen und sichtbar zu machen, ob und wie von Kinderärzten, Psychologen und Pädagogen gesetzte Normen von Eltern aufgenommen und umgesetzt wurden. „Schließlich stellt sich die Frage, wie das Wissen über die Generationenkette in den Familien durchgereicht beziehungsweise verändert wurde – wann waren die historischen Zäsuren?“ (S. 17)

Entsprechend dieser Vorgabe beginnt das erste Kapitel mit der Frage, was bürgerliche Eltern über die kindliche Sozialisation wissen konnten und was sie letztlich aus diesem Wissen machten. Vorgestellt werden Erziehungsratgeber und Elterntagebücher, wobei hinsichtlich der frühkindlichen Erziehung Vorstellungen entwickelt und Akzente gesetzt wurden, die oft deutlich voneinander abwichen. In den beiden letzten Unterpunkten des Kapitels („5. Rigide Normen, gelassene Eltern“ und „6. Eine Erziehung zum Untertan?“) wird auf der Grundlage zeitgenös-

sischer Tagebücher verstärkt die Umsetzung des von Experten vermittelten neuen Wissens hinterfragt. An dieser Stelle sei kurz auf die Tagebücher eingegangen, die neben der einschlägigen Ratgeber- und Fachliteratur die wichtigste Quellengrundlage darstellen. Bei ihnen handelt es sich entweder um „Ausgefüllte Elterntagebuchvorlagen“ oder in der Mehrzahl um „Selbst angelegte Elterntagebücher“ (S. 295 f.), wobei die Varianten zusammen die Zeit von 1893 bis 2005 umfassen.

Im II. Kapitel wird vor allem auf die brisante Zeit des Nationalsozialismus eingegangen, hier speziell auf die tonangebenden Ratgeber von Hildegard Hetzer und Johanna Haarer, die zwar argumentativ manches verbindet, aber auch vieles trennt. Hinsichtlich der Begründungszusammenhänge hätten zwei Wege in den nationalsozialistischen Frühsozialisationsdiskurs geführt: „der moderne, naturwissenschaftliche, sozialreformerische einer Hetzer und der sich trotz seiner Alltags-tauglichkeit und seines rationalen Zugriffs auf die Körper der Kinder antimodern gebende einer Haarer.“ (S. 94) Interessant ist die Beobachtung, dass die zeitlich normierte Frühsozialisation keineswegs ein typisch nationalsozialistisches Phänomen gewesen sei, sondern eines der westlichen Moderne, auch wenn dieser Pfad in Deutschland besonders energisch beschritten worden sei. (S. 83) Nicht nur im Zusammenhang mit der Frühsozialisation in der NS-Zeit, sondern auch an diversen anderen Stellen des Buches vertritt Gebhardt eine eigene Position, die äußerst innovativ zu einer Korrektur des herrschenden Blickes beiträgt. Hier ist es z.B. die konstatierte Mischung aus einer in allen modernen Industrieländern anzutreffenden „buchstäblich nach Tabelle vorgehenden Frühsozialisation mit irrationalen, mythisch überhöhten, nicht durchschaubaren Botschaften über die Härte des Lebens“ (S. 99), die eine spezifisch deutsche Hypothek dargestellt habe. Dass nationalsozialistisches Gedankengut in vielfältiger Weise in die Tagebücher Eingang gefunden hatte, daran lassen die ausgewählten Passagen keinen Zweifel, allerdings ist letztlich kaum zu ermesen, inwieweit das Expertenwissen und die Ratgeberliteratur hier tatsächlich zum Tragen kamen. Über die Zeit des Nationalsozialismus hinaus gewährt dieses Kapitel zudem Einblicke in bundesdeutsche Versuche einer Neuorientierung. In diesem Zusammenhang bezweifelt die Autorin, dass es in den 60er Jahren tatsächlich einen Umbruch gegeben habe und betont vielmehr, dass „bis zum Ende der Sechziger nur höchst zaghafte Vorboten eines Vorstellungswandels erkennbar“ seien (S. 126 f.). Die letzten Seiten dieses Kapitels stehen unter der Überschrift „10. Unser Kind in der DDR“ (S. 137-155).

Da es auch in den vorangegangenen Kapiteln zumindest in den Tagebüchern um eigene Kinder ging, erscheint die Überschrift des III. Kapitels: „Das eigene Kind“ zunächst etwas irritierend. Angedeutet werden soll offensichtlich ein Wandel zu einer veränderten, unabhängigen Wahrnehmung des eigenen Kindes hin, der nicht gleich nach 1945 einsetzte, sondern auf sich warten ließ, sei doch in den 50er und 60er Jahren die Bereitschaft der Eltern nach wie vor groß gewesen, die strikten Normen der neuzeitlichen Kinderpflege und -erziehung anzuerkennen und mit aller Macht umzusetzen (S.157). Neue, jedoch keineswegs gradlinig verlaufende Entwicklungen begannen sich in den 60er und 70er Jahren abzuzeichnen. Dazu gehörten u. a. eine intensiviertere Eltern-Kind-Liebesbeziehung, eine veränderte Einstellung zu den Bedürfnissen des Kindes auf der Grundlage neuer ent-

wicklungspsychologischer und sozialanthropologischer Erkenntnisse, was nicht ausschließt, dass sich „Versatzstücke der älteren Sozialisationsmuster“erhielten (S. 202). In diesem Kapitel geht die Verfasserin auf der Grundlage der zur Verfügung stehenden Tagebücher auch ausführlicher auf Fragen der geschlechtsspezifischen Sozialisation ein.

Im abschließenden Resümee wird der Frage nachgegangen, „welche Rolle die eigenen Sozialisationserfahrungen bei der Weitergabe zwischen den Generationen gespielt haben.“ (S. 214) Dies geschieht auf der Grundlage eines Vergleichs von „Tagebüchern mehrerer Generationen einer Familie“ (S. 217). Außerdem fasst die Autorin die gewonnenen Ergebnisse noch einmal zusammen. Das Motiv der Kontrolle habe sich seit der späten Kaiserzeit verstärkt (S. 234), ab den 30er Jahren sei „das Ringen der Eltern um Konsequenz bei der Durchsetzung der Standards immer verkrampfter“ geworden (S. 235), wobei das Schreckensbild des kindlichen Tyrannen, die „strukturelle Schwäche im Eltern-Kind-Verhältnis“ (ebd.) symbolisiert habe. Der entscheidende Wandel habe letztlich erst in den 70er Jahren eingesetzt: „Das Sozialisationsmuster der Lebensbemeisterung bekam Konkurrenz vom Sozialisationsmuster der Lebensgestaltung.“ (S. 238) Ein Hauptergebnis ihrer Untersuchung sieht die Verfasserin darin, dass grobe und hartherzig anmutende Erziehungsregeln in der frühesten Kindheit sowie der permanente Zwang zur Kontrolle eine paradoxe Wirkung entfaltet hätten, die darin bestanden habe, dass besorgte Eltern hierdurch geradezu auf ihr Kind gestoßen worden seien. (S. 236)

Miriam Gebhardts Buch bietet neben einer Fülle interessanter Beobachtungen, auch viele problematische Sätze und Schlussfolgerungen, die hier nur kurz angesprochen seien:

Durch alle Kapitel hinweg erfährt der Leser wenig über die Beschaffenheit der von Eltern angelegten Tagebücher, die eine wichtige Quellengrundlage für die Untersuchung darstellen. Zwar erfolgt im Quellenverzeichnis ein Hinweis darauf, dass die Angaben aus unterschiedlichen Gründen nicht vollständig sind (S. 295 Anm.1), wünschenswert wäre es jedoch gewesen, wenn zumindest Umfang, beobachteter Zeitraum und die zeitlichen Abstände zwischen den einzelnen Eintragungen mitgeteilt worden wären. Unklar bleibt auch das Auswahlkriterium. Von den aufgeführten Tagebüchern werden nicht alle zitiert.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Johanna Haarer der nationalsozialistischen Ideologie verpflichtet war und diese Grundhaltung sich auch in der unbereinigten Fassung ihres vielfach aufgelegten Ratgebers „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ widerspiegelt. Dennoch besteht auch im Umgang mit diesem Buch eine Sorgfaltspflicht, die nicht durch eine generelle Verurteilung verletzt werden sollte. Dabei geht es nicht nur um die von der Verfasserin verwendeten Begriffe des „Machwerk(s)“ (S. 85), der „Ratgeberpäpstin“ (S.122, 157), der „Haarer’schen Erziehungsbibel“ (S. 119) und „ihrer Ratgeberbibel“ (S. 235), sondern auch um zitierte Sätze, die aus dem Kontext gerissen wurden. Wenn Gebhardt die Leserin durch Haarer einer „dummen kleinen Schwester gleich“ degradiert sieht und diese Einschätzung mit einem Zitat aus Haarers Buch belegt (S. 93, Anm. 101), so wurde übersehen, dass Haarer die werdenden Mütter nicht grundsätzlich, sondern durch eine verwirrende Fülle von Ratgebern und gut gemeinten

Ratschlägen überfordert sieht. (Haarer, Berlin 1939, S. 6). Hier möchte sie Abhilfe schaffen. Ähnlich verhält es sich mit der Sexualität während der Schwangerschaft, die Haarer selbstverständlich abgelehnt habe (S. 92). Hat sie aber nicht. Sie spricht sich zwar dagegen aus, überlässt die Entscheidung aber letztlich den Frauen, wobei u. a. Konstitution und Gesundheit eine Rolle spielen. (Haarer, Berlin 1939, S. 18 f.) Nicht nur mit Johanna Haarer, sondern auch mit der Psychologin Hannah Lothrop wird ein wissenschaftlich nicht ganz unproblematischer Umgang gepflegt. Es beginnt damit, dass die Bezeichnung „eine Lothrop“ (S. 190) unangemessen erscheint. Wenn Hannah Lothrop Distanzlosigkeit angekreidet wird, weil sie ihre Leserinnen duzt (S. 190), so sollte man selbst vorsichtig sein und nicht vereinnahmend von „unserem Untersuchungszeitraum“ (S. 205) oder „unserem letzten Fall“ (S. 227) sprechen. Lothrop plädiert grundsätzlich für das Stillen, dass sie es überhöht (S. 190), ist jedoch zu bezweifeln („*Keine Frau muß stillen*. Wir sollten nicht krampfhaft diesen Anspruch an uns stellen, aus Angst, sonst nicht die ideale Mutter zu sein.“ [Lothrop, *Das Stillbuch*, 17. Aufl., 1991, S. 30])

Das Buch enthält zudem eine Reihe schwer nachvollziehbarer Beurteilungen und oberflächlicher Schlussfolgerungen. Auf S. 104 findet sich beispielsweise „Eine Zusammenfassung all dessen, was man in der NS-Zeit unter einem idealen Baby verstand“. Das nun folgende Zitat aus Gertruds Tagebuch vom 13. 12. 1933 weist m. E. nichts Zeittypisches auf. Das Kind hat eine Übersiedlung problemlos überstanden, es vermag den großen Zeh in den Mund zu stecken, schläft nachts immer sehr schön durch, hat großen Appetit und lacht, wenn es das Brüderchen sieht. Ein anderes Beispiel. Wenn in einem Tagebuch der 60er Jahre festgehalten wurde, dass „die ärztlich attestierte Normalform der Tochter“ elterlicherseits Erleichterung hervorgerufen habe, so lässt sich das, verglichen mit heutigen Kinder-vorsorgeuntersuchungen, die einen Zeitraum von der ersten Lebensminute bis zum 18. Lebensjahr umspannen, durchaus nachvollziehen. Gebhardt sieht hierin jedoch lediglich, dass der durch die medizinischen Experten gelenkte Blick auf das Kind es offensichtlich erschwert habe, „seinen eigenen Augen zu trauen und grundsätzlich in die Gesundheit eines Kindes zu vertrauen.“ (S. 225) Ähnlich schnelle Urteile finden sich immer wieder, auch im Zusammenhang mit zwei beschriebenen Todesfällen (S. 110 ff.). Der als Bruch in der Familienbiografie wahrgenommene frühe Tod eines Kindes sollte nicht dazu verleiten, mit der Vergangenheit pauschal abzurechnen. „Vorbei sind die Zeiten zumindest in diesem Milieu, als gestorbene Kinder bald durch neue Kinder ersetzt werden konnten, die womöglich wieder denselben Namen bekamen.“ (S. 112) Das mag es auch gegeben haben, aber nicht nur, eine Verallgemeinerung dieser Art ist unangebracht.

Vielleicht käme eine größere Zufriedenheit auf, wenn der Titel des Buches mit dem Inhalt konform ginge. Der immer wieder krampfhaft beschworene „kleine Tyrann“ erscheint vielfach als den Untersuchungszielen und -ergebnissen dienendes Konstrukt. Und auch der Untertitel dürfte zu vollmundig ausgefallen sein. Von einer Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert wäre etwas mehr zu erwarten gewesen.

PD Dr. Marion Kobelt-Groch, Timmendorfer Strand